

Frank Richter

Etablierung oder Evangelisierung oder beides?

Bemerkungen zur Situation der Kirche im Osten Deutschlands¹

Die Kirche hat durch die Wende viel gewonnen, ausländig aber ist ein tiefgreifender Dialog mit den Menschen, eine wohlwollende Wahrnehmung ihrer konkreten Wirklichkeit. Ohne die Bereitschaft, sich darauf einzulassen, wird sich die Kirche in Ostdeutschland vielleicht weiter etablieren, möglicherweise ihren eigentlichen Auftrag jedoch verfehlen.

● Der Satz fiel in der Pause einer Vorbereitungssitzung zum 92. Deutschen Katholikentag. Dieser sollte im Sommer 1994 in Dresden stattfinden und somit erstmals nach der Wiedervereinigung in den »Neuen Bundesländern«. Wir hatten zum wiederholten Mal die Möglichkeiten des Dialogs mit den so genannten Nicht-Glaubenden beschworen. Ein altherwürdiger Ordinariatsrat steckte mir ihn: »Wissen Sie, Herr Kaplan, ich glaube, was wir hier in Wirklichkeit treiben, ist wohl Etablierung, keinesfalls aber Evangelisierung.«

Dabei lachte er.

Veränderung braucht Dialog

● Mittlerweile sind 5 Jahre vergangen. Ich habe die ironisch-sarkastische Pausenbemerkung eines weisen Mannes, die, wie viele ihrer

Art, leise und außerhalb des Protokolls gesprochen, den Nagel auf den Kopf trifft, nicht vergessen. Ich habe mich oft an sie erinnert und mich oft an ihr gerieben. Natürlich, Etablierung und Evangelisierung müssen sich nicht notwendigerweise ausschließen. Aber unter bestimmten Umständen können sie es. Die bundesrepublikanische Verfassungs- und Gesetzesordnung, am 3. Oktober 1990 auf das »Beitrittsgebiet« übertragen, privilegiert die Kirche in vielfältiger Weise. Der starke Arm des bundesrepublikanischen Staates öffnet ihr all jene Räume, die ihr der Staat der »DDR« (zur Erinnerung: »Deutsche Demokratische Republik«) zuvor versperrt hatte: bestimmte Bereiche des Sozialwesens, die Schulen, die Medien, das Militär, die Parlamente etc. Aber ebenso wenig wie dieser Staat es vermocht hatte, ihr die Gedanken und Herzen der Menschen zu versperren, vermag jener ihr diese zu öffnen. Darin liegt das Problem. Evangelisierung setzt die Bereitschaft voraus, die zu Evangelisierenden zu verstehen. Wer eine Botschaft verkünden will, sollte zunächst bemüht sein, die Sprache der Adressaten zu kennen. Diese erlernt er beim aufmerksamen und geduldigen Zuhören, wobei er bereit sein muss, sich auch in seinem Selbstverständnis zu verändern. Es gibt keine Veränderung der Verhältnisse ohne Veränderung der Veränderer, keine Erneuerung der Gesellschaft ohne Er-

neuerung der Gesellschafter. Will die Kirche die Gesellschaft evangelisieren, muss sie sich selbst evangelisieren, sie muss intern und extern in Kommunikation treten und die dazu gehörigen Techniken verwenden.

In der Vergangenheit der ehemaligen »DDR« beherrschte sie vor allem die Technik der Exkommunikation. Diese war zur Bewahrung der eigenen Identität unter den gegebenen politischen Verhältnissen in einem bestimmten Maß notwendig. In der Gegenwart mangelt es zwar nicht, wie oben angedeutet, an der Möglichkeit, dafür aber noch immer an der Bereitschaft und der Fähigkeit zur Kommunikation, obwohl diese heute – wiederum auch zur Bewahrung der eignen Identität – notwendig ist.

Beispiel Jugendweihe

● Die Jahre 1989 und 1990 führten auch für die Kirchen im Osten Deutschlands einen epochalen gesellschaftlichen, politischen und geistigen Wandel herbei. Trotzdem hat meiner Kenntnis nach noch in keiner der betroffenen Diözesen ein angemessen breiter Kommunikationsprozess – etwa eine Pastoralynode – stattgefunden. Dagegen wurde die im Westen gängige und eingeübte (staatlich unterstützte) kirchliche und pastorale Praxis in den meisten Bereichen wenig oder gar nicht überprüft übernommen bzw. dekretiert. So kam es beispielsweise zur Einführung des konfessionell getrennten schulischen Religionsunterrichts (bei Unterlassung eines ernsthaften Versuchs der Entwicklung eines ökumenischen Modells), der sich speziell in der extremen Diasporasituation der katholischen Gemeinden vielerorts als praktisch undurchführbar erweist. Nahezu zeitgleich entschieden sich die Bischöfe im Osten

gegen die Aufnahme eines Dialogs mit den Jugendweihe-Verbänden. Wie bekannt, nehmen nach wie vor durchschnittlich zwischen 60 und 70% der Jugendlichen an der so genannten Jugendweihe teil. Diese hat ihren atheistisch-konfessionellen Charakter abgelegt (sie hatte diesen

*»Es mangelt nicht an der
Möglichkeit, aber noch immer an der
Bereitschaft und der Fähigkeit zur
Kommunikation.«*

praktisch schon in den ausgehenden 80er-Jahren verloren) und bewegt sich in einem geistig-rituellen Niemandsland. Die Jugendweihe-Verbände hätten einem Dialog und einer Kooperation schon um der staatlichen Anerkennung willen zugestimmt. Um der jungen Generation willen, um der Wahrnehmung ostdeutscher Wirklichkeit willen und um der Evangelisierung der Gesellschaft willen hätte auch die Kirche versuchen können, sich wenigstens diesem relevanten gesellschaftlichen Bereich – ohne ausdrückliche staatliche Unterstützung – zu stellen.

Wovor hatte oder hat man Angst? Manchmal scheint mir dafür – wie bereits angesprochen – die Unsicherheit in den dafür nötigen Kommunikationstechniken ausschlaggebend, manchmal die Bequemlichkeit, die »Kommher-Pastoral« zugunsten einer »Geh-hin-Pastoral« hintanzustellen.

Beispiel Arbeitslosigkeit

● In vielen Gebieten der ehemaligen »DDR« ist die Arbeitslosenquote nach wie vor überdurchschnittlich hoch (im westlichen Erzgebirge, dem Gebiet meiner Pfarrei, liegt sie im Jah-

resmittel bei 20%). In der extrem kleinen katholischen Kirche unserer Region (2-3% Katholiken, gemessen an der Gesamtbevölkerung) können gewiss keine auf's Ganze gesehenen spürbaren Programme aufgelegt werden. Trotzdem vermisste ich auch nur ansatzweise den Versuch, unter Verzicht auf das im Vergleich zu früher sprunghaft angestiegene Lohn- bzw. Gehaltsniveau Teilzeit- bzw. Job-sharing-Modelle zu entwickeln. Die Kleriker könnten sich daran – aus bekannten Gründe – weniger beteiligen, wohl aber beispielsweise die zahlreichen Gemeindefreien/innen u.a. Manch hauptamtlich kirchlich Angestellter genießt heute ein überdurchschnittliches Gehalts- und Sicherheitsniveau, das ihn von den meisten Gemeindegliedern unterscheidet.

Beispiel Flüchtlinge

● Im vergangenen Jahr meldete sich bei mir eine 7-köpfige kurdische Familie, die seit 6 Jahren in Deutschland lebte, deren Asyl-Antrag abgelehnt worden war und die folglich mit der alsbaldigen Abschiebung rechnete. Unter Abwägung aller aktuellen Umstände wäre ich bereit gewesen, die Familie im Pfarrhaus aufzunehmen. Meine Haushälterin willigte ein. Das Votum des Pfarrgemeinderates jedoch fiel negativ, in von mir nicht erwarteter Deutlichkeit ablehnend aus. Es wurden Ängste vor der PKK und um das jüngst renovierte Kirchengebäude angeführt. (Bekanntlich sind solche Ängste dort besonders groß, wo sie sich durch reale Bedrohungen am wenigsten begründen lassen.) Die allermeisten Familien in den ostdeutschen Gemeinden verfügen in ihrer Geschichte über Erfahrungen mit Vertreibung bzw. mit dem Verlust der angestammten Heimat. Viele meiner Gesprächspartner bestätigen mir die Erkennt-

nis, dass sich diese Tatsache eher negativ auf die Anteilnahme an ähnlichen Schicksalen auswirkt.

Mut aus der Erinnerung

● Solche Erfahrungen stimmen mich nachdenklich im Hinblick auf die Bereitschaft und Fähigkeit der mittlerweile gut etablierten Kirche für eine tief greifende Evangelisierung Ostdeutschlands. Die Ereignisse des Herbstes 1989, die ihre Vorgeschichte auch in der Bereitschaft vieler Christen hatte, die Angst abzulegen, sich der Wirklichkeit der Gesellschaft zu öffnen und diese im Geist des Evangeliums zu erneuern, sind mittlerweile Geschichte.

Es waren viele Christen unter den Akteuren des Herbstes 1989, als sich die Menschen im Osten Deutschlands die Demokratie erkämpften. (Den Menschen im Westen war sie nach 1945 von den Alliierten gebracht worden.) Die Erinnerung an die Erfahrungen großer Begeisterung, die aus dem gemeinsam bedachten und gelebten Evangelium hervorgingen, prägt bis heute. Sie hält wach und macht neuen Mut. Bei Friedrich Hölderlin, im Hyperion, dem Buch an die Deutschen, fand ich eine Formulierung, die – so scheint mir – uns Ostdeutschen vorausschauend wie auf den Leib geschneidert wurde:

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler; wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein missratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

¹ Manche – besonders im Westen – rechneten mit einer schnellen Rückkehr bzw. Hinwendung der Ostdeutschen zur Kirche. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. Eine direkte und von Eigeninteresse geleitete Hin- bzw. Rückwendung zur Kirche ist eher die Ausnahme. Es scheint, als müsse die atheistisch und sozialistisch geprägte Gesellschaft (Ungetaufte und unkirchlich Sozialisierte in der 2. und 3. Generation) erst »Trauerarbeit« leisten angesichts des Verlustes ihrer (wiederholt)

enttäuschten Staatsgläubigkeit. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß für viele Ostdeutsche ihre erklärte Nichtkirchlichkeit bzw. ihre vermeintliche A-Religiösität unter den vielen unumgänglichen Veränderungen nahezu der einzige Bestandsposten blieb, an dem sie relativ unbehelligt festhalten konnten. Manche beschrieben dies schlicht als Trotzgebärde, andere sprachen von einer »Identität des Dagegen-Seins«. Kehrtwenden brauchen eben einen großen

Wendekreis. In der nachwachsenden Generation hingegen sind eine zunehmende Vorurteilslosigkeit und damit verbundene Interessiertheit Religion und Kirche gegenüber feststellbar (eine große Chance und Herausforderung!), die sich freilich auch (noch) nicht in nennenswert großen Taufbewerberzahlen niederschlagen. Aus diesen Gründen scheint mir der Begriff der »Evangelisierung« der geeignete für die Beschreibung der momentanen Aufgabe im Osten Deutschlands.

42. Jeder gewaltsam ausgetragene Konflikt fordert Opfer, ist mit oft unermesslichem menschlichem Leid verbunden. Vergangenes Geschehen lastet freilich nicht nur als Erinnerung an Krieg und Bürgerkrieg auf den Seelen der Menschen. Europa musste erfahren, wie moderne Diktaturen immer effizienter darin wurden, ein Maximum an Repression zu erreichen; wie es ihnen immer wirksamer gelang, die ihnen Unterworfenen in Zwangslagen zu bringen und sie moralisch zu korrumpieren, und wie sie dies zum Prinzip ihrer fast unumschränkten Machtausübung werden ließen. Solche Strukturen haben auch Vertreter der Kirchen schuldig werden lassen.

43. Räume dafür offenzuhalten, dass das von den Opfern Erlittene erinnert werden kann; dass ihnen die Möglichkeit bleibt, Gehör zu finden; dass die gesellschaftlich erfahrbare Zäsur in eine Welt der Täter und eine Welt der Opfer überwunden werden kann – dies sind unmittelbare, unersetzliche Beiträge zur Konsolidierung des gesellschaftlichen Friedens. Solche Schritte zur Auseinandersetzung mit den Schatten der Vergangenheit stehen vielerorts dringend an – nicht nur im ehemaligen Jugoslawien ...

Aus: »Wahrheit, Erinnerung und Solidarität – Schlüssel zu Frieden und Versöhnung«, Wort der ComECE zum Frieden, vom 11. März 1999.